

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 86 (1999)
Heft: 1/2: Neues Wohnen I

Rubrik: Übrigens...

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Modern Movement

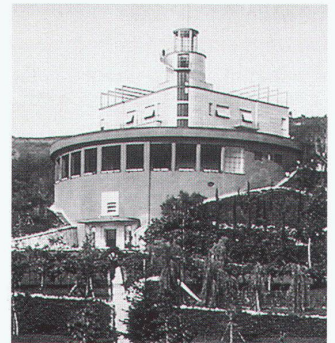
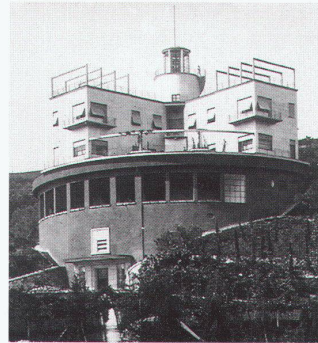
Die Casa Girasole, ein sich drehendes Haus, das ein Ingenieur Anfang der Dreissigerjahre in der Nähe von Verona erbaut hatte, wird künftig nicht der Architekturabteilung der ETH Zürich, sondern voraussichtlich der Accademia di Architettura in Mendrisio zur Verfügung stehen.

Ingenieur Angelo Invernizzi realisierte zwischen 1929 und 1935 in Marcellise bei Verona wohl eines der wichtigsten Werke der modernen Baukultur Europas, eine Villa, die sich wie eine Sonnenblume nach dem Sonnenstand dreht. Das winkelförmige, turmbewehrte Gebäude auf zylinderartiger Plattform vereint die Sprache des Novecento und die stilistischen Elemente der Epoche mit den futuristischen Ideen von Bewegung und Maschinenästhetik.

Der Sohn des Erbauers war Architekt und starb 1988, die Tochter ist inzwischen hoch betagt und will das geräumige, im Gebrauch sehr aufwendige Haus nicht mehr bewohnen. Der Zürcher Architekt Marcel Meili lernte das Ingenieurbauwerk

im Verlaufe einer Studienreise kennen, drehte in der Folge mit dem Filmmacher Christoph Schaub einen Film darüber und nahm Kontakt mit der ETH Zürich auf, da die Erbin für das Haus eine künftige Bestimmung suchte. Weil sie fürchtet, es könnte nach ihrem Tod in falsche Hände gelangen und Schaden nehmen, möchte sie es testamentarisch einer an Architektur interessierten schweizerischen – ihre Mutter war Schweizerin – Institution vermachen.

An der ETH Zürich wurde eine aus Flora Ruchat-Roncati, Werner Oechslin, Ruggero Tropeano und Marcel Meili bestehende Arbeitsgruppe gebildet, die Dokumente und Originalzeichnungen sichtet und sich mit der Frage der Erhaltung und



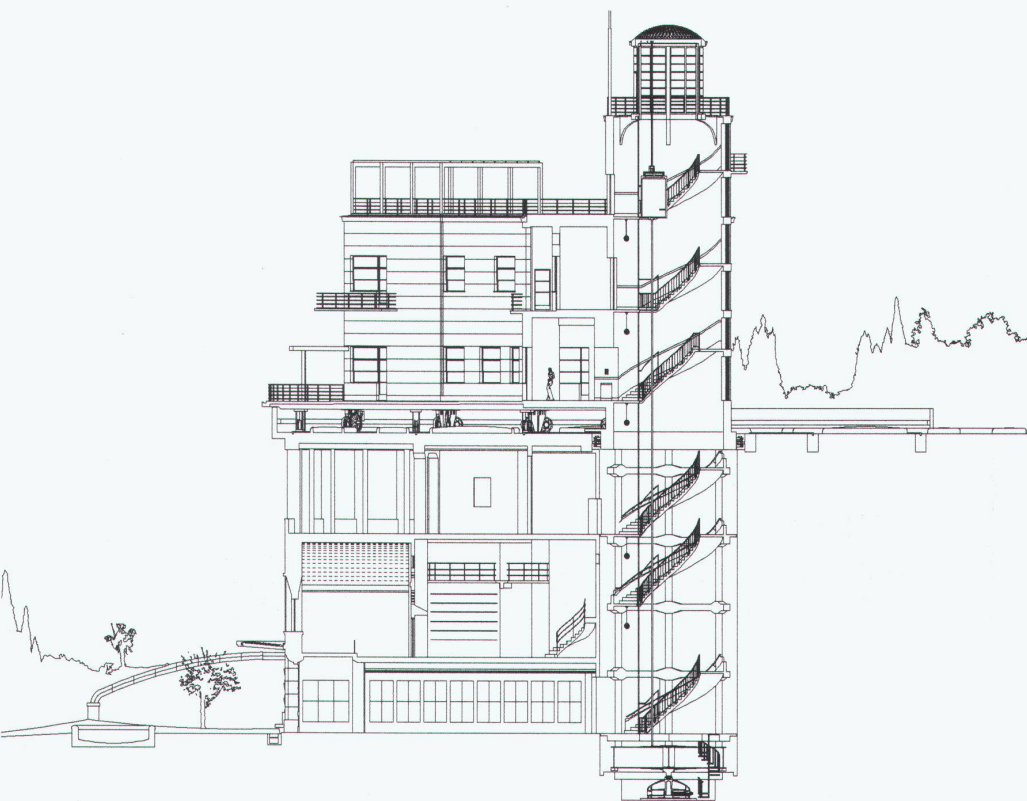
Wiederverwendung des Baus beschäftigte. Schliesslich wurde beim Bund ein Antrag für die Übernahme formuliert. Das Verfahren zog sich drei Jahre hin und endete mit einem Nein von oben.

Mario Botta hatte ebenfalls von den Absichten der Signora Invernizzi gehört und schaltete sich ein. Da die Mutter der Donatorin aus Mendrisio stammte, kann sie sich auch vorstellen, ihr Vermächtnis dort anzubringen. Die Übernahme der Villa ist jedoch nicht nur ein finanzielles,

sondern auch ein juristisches Problem, da sich die Liegenschaft im Ausland befindet. Die Accademia ist zurzeit daran, mit der Hilfe von Rechtsanwälten abzuklären, ob sich eine Stiftung gründen liesse, in der sie selbst zusammen mit dem Kanton Tessin – und eventuell auch mit dem Bund (vielleicht hat Mario Botta einen besseren Draht zu Cotti als die Zürcher!) – vertreten wäre. Bis im Frühjahr sollte die Sache so weit klaggestellt sein, dass ein Entscheid gefällt werden kann.

Das merkwürdige Bauwerk wäre auch aufgrund seiner Lage in der Nähe von Venedig und der Palladio-Stadt Vicenza ein idealer Ort für Begegnungen, Sommer- und Postgraduate-Kurse der Architekturschule. Für eine sinnvolle Nutzung müssten mittelfristig allerdings gewisse bauliche Veränderungen vorgenommen werden.

Falls der Deal mit der Accademia zustande kommt, hat die ETH zwar das Nachsehen, kann sich aber immerhin rühmen, den Stein in Bewegung gesetzt zu haben.

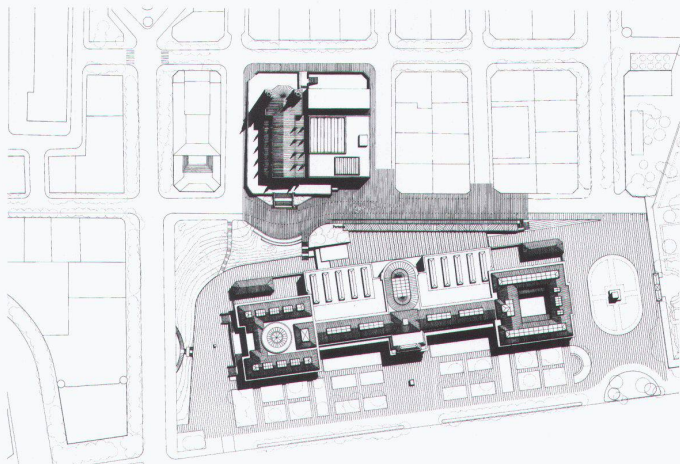


Nobelpreis der Künste

Der Praemium Imperiale 1998 für Architektur ging an den 1933 geborenen Portugiesen Alvaro Siza. Der japanische Kunstpreis wird, nun schon zum zehnten Male, jährlich in den fünf Kategorien Malerei, Bildhauerei, Musik, Film und Architektur vergeben und ist mit je 15 Millionen Yen (gut 200 000 Franken) dotiert.

Politische Handschrift

Die Geschichte von der geplanten Prado-Erweiterung – in einem Beitrag in «Werk, Bauen + Wohnen» 11/96 (Seite 58) in die Kategorie der «politisch missbrauchten Wettbewerbe» eingestuft – hat eine in diesem Sinne durchaus folgerichtige Fortsetzung.



Vor drei Jahren war von der sozialistischen Regierung Spaniens ein internationaler Architekturwettbewerb zur Erweiterung des Edificio de Villanueva, des Hauptgebäudes des Prado-Museums in Madrid, ausgeschrieben worden. Die Auslobung im Herbst 1996 jedoch fand unter

der inzwischen ans Ruder gekommenen konservativen Volkspartei statt. Ein Sieger wurde nicht bestimmt, sondern es wurden zwei 2. Preise vergeben: Der eine ging an das Madrider Büro Martinez und Matos, der andere an die Zürcher Architekten Dürig und Rämi.

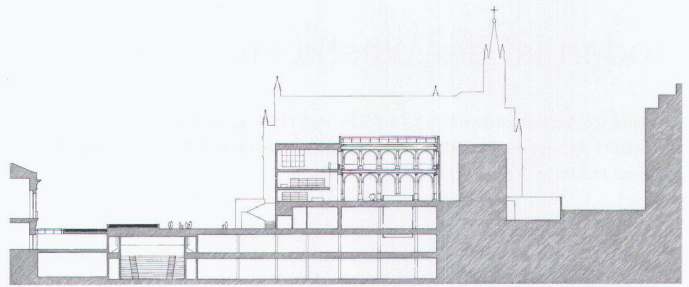
Jeder hat Recht(?)

Die Ablehnung des privaten Gestaltungsplans für die Überbauung Kreuzplatz und der ebenfalls in eine Sackgasse geratene Planungsvorgang am Rigiplatz zeigen, dass es heute in Zürich – wie anderswo – oft nicht mehr möglich ist, ein Konsensprojekt zu finden.

Die Ortsgruppe Zürich des BSA beklagte sich kürzlich darüber, dass «durch den extensiven Gebrauch dieses Beschwerderechtes» – gemeint ist dasjenige des Heimatschutzes – «fast jeder neue Ansatz zur Gestaltung unserer Lebensräume behindert, wenn nicht sogar verhindert» werde. Der Heimatschutz ist jedoch lediglich ein Teil des öffentlichen Interesses, das sich auf die Durchsetzung eines modernen, fortschrittlichen Bauprojektes negativ auswirkt, sobald eine demokratische Vernehmlassung ins Spiel kommt.

Es gibt nicht nur jene, die die Zeugen von früher bewahren wollen. Es gibt auch solche, die mit dem Nutzungsprogramm nicht einverstanden sind, solche, die den Baulärm fürchten, andere, die ihrem Unbehagen gegenüber Grossbauten Luft machen wollen, vor allem, wenn Banken und Generalunternehmen dahinter stehen, und solche, die auf plakative Kampagnen hereinfallen. Die Diskussionen werden zu Jekami-Veranstaltungen, bei denen die architektonische Qualität eines Projektes kaum ein Thema ist.

Die Auseinandersetzung am



Projekt für die Prado-Erweiterung in Madrid. Architekt: Rafael Moneo; Situation und Querschnitt

Vergangenen Sommer dann lud das spanische Kulturministerium die besten zehn Teams zu einer zweiten Wettbewerbsrunde ein – diesmal unter strikten Vorgaben, die ein beauftragter anonymer Zeichner zu Papier gebracht hatte. Der Erweiterungsbau durfte nurmehr noch auf dem Gelände des hinter dem Edificio de Villanueva gelegenen Kreuzgangs der Kirche Los Jerónimos in Erscheinung treten, die Verbindung von Alt- und Neubau hatte unterirdisch zu erfolgen, ein Anbau an den Prado kam nicht in Frage.

Jean-Pierre Dürig und Philippe Rämi hatten in ihrem ersten Entwurf durch einen schmalen, riegelförmigen Anbau an die vernachlässigte Rückseite des Edificio de Villanueva dem alten Prado gleichsam ein neues Rückgrat verliehen. Zur Ent-

wicklung eines zweiten Projektes mussten sie von einem völlig anderen Konzept ausgehen. Ein neu erarbeiteter Entwurf vermochte ihren eigenen Qualitätsansprüchen nicht zu genügen, sodass sie sich aus dem Unternehmen zurückzogen.

Den Auftrag hat letztendlich der Spanier Rafael Moneo bekommen. Über der unterirdischen Verbindung zwischen dem Edificio de Villanueva und einem an die Kirche Los Jerónimos angedockten Neubau wird ein gläserner Keil in Erscheinung treten, der sich an die Rückseite des alten Prado anschmiegt.

Das Resultat ist also zweifellos politisch gelenkt und bestätigt, dass erfolgreiche Architekten schliesslich das tun, was von ihnen verlangt wird.

Kreuzplatz dauert nun schon 15 Jahre. Zwischen Zeltweg und Klossbachstrasse steht eine pittoreske vorstädtische Häusergruppe, die längst baufällig und unrentabel ist. Bereits 1983 sind die Grundeigentümer an die Stadt herangetreten, um die Möglichkeit einer Neuüberbauung zu prüfen. Ein Wettbewerb fand statt, der in der Folge durch eine Unterschutzstellung der Häusergruppe blockiert wurde. Als 1988 ein Bundesgerichtsentscheid die Schutzverordnung negierte, wurde das Wettbewerbsprojekt überarbeitet und der darauf aufbauende Gestaltungsplan im August 1998 vom Gemeinderat gutgeheissen. Woraufhin eine Opposition gegen den Gestaltungsplan das Referendum ergriff, das zur Volksabstimmung vom vergangenen November – mit negativem Ausgang – führte.

Der Rigiplatz ist noch länger –

seit einem 1981 durchgeführten Wettbewerb – Gegenstand von Planungen (vgl. «Werk, Bauen + Wohnen» 5/98, S. 55 ff). Ein rechtsgültiger Gestaltungsplan verfiel, weil nichts mehr geschah. 1998 veranstaltete die Stadt als Grundeigentümerin einen zweiten Wettbewerb, da sich das damalige Hochkonjunktur-Projekt überlebt hatte. Für den neuen Vorschlag wäre eine Anpassung des Gestaltungsplans nötig. Ein Oppositionskomitee, angeführt vom Präsidenten des städtischen Heimatschutzes, fordert nun aber Abklärungen über die Denkmalswürdigkeit der Altbausubstanz und über die Kosten, die eine Erhaltung mit sich brächte. Wenn es auch hier zum Referendum kommt, ist es denkbar, dass dem Projekt am Rigiplatz dasselbe Schicksal blüht wie der Überbauung am Kreuzplatz.

Von der Piazza zur Selbsttransparenz des öffentlichen Raumes

«Stadt und Kommunikation im digitalen Zeitalter», so die Überschrift des internationalen Kolloquiums in Stuttgart, das eine aktuelle Form für eine Agora fand, um Fragen des öffentlichen Raumes und von Urbanität zu erörtern.

Nicht ein abgeschotteter Kreis von Disziplin-Insidern traf sich, sondern Ethnologen, Internetspezialisten, Philosophen, Kommunikationstechniker, Stadtplaner und Architekten aus aller Welt, die sich seit langem desselben Forschungsgegenstandes angenommen haben – Urbanität, Kommunikation und Architektur vor dem Hintergrund gesellschaftlichen Wandels.

Kommunikations- und Stadtforscher stellten zunächst die Diagnose einer zukünftigen Cyberspace-Stadt ins richtige Licht. Die Telekommunikation ermöglicht zwar eine grosse Anzahl standortunabhängiger Arbeitsplätze, und Öffentlichkeit ist vermehrt zuhause und digital abrufbar. Damit verschwindet aber keineswegs die physisch erfahrbare Urbanität; vielmehr nimmt sie andere Formen an.

So haben sich auch die 500 grössten Konzerne – trotz ihrer standortunabhängigen Vernetzung – nicht irgendwo auf der Welt platziert, sondern in New York, London, Tokio und Hongkong. In diesen Global Cities versammeln sich nicht nur sie selbst, sondern auch ihr Long-Distance-Management und schliesslich die Producer-Services, was lediglich ein neues Wort ist für das komplexe Dienstleistungsgeflecht, das sich langsam in den alten Grossstädten gebildet hat. Die These, dass sich die Stadt durch die neuen Informations- und Kommunikationstechniken auflöse, erweist sich – trotz ihrer Raum vernichtenden Wirkung – heute und in Zukunft als schlichtweg falsch.

Der Strukturwandel von Urbanität, dokumentierten Architekturtheoretiker, manifestiert sich vor allem in einer Entmischung und Spezialisierung der Orte. Neue Produktionsformen und die Konzentration von Nutzungen lassen sich nur selten mit kleinteiligen Wohnnutzungen mischen. Die Stadt zerfällt in

Mikroorganismen. Damit verbinden sich eine räumliche und eine funktionelle Desintegration, die durch den (relativ) billigen und schnellen Verkehr und die Telekommunikation ermöglicht werden. Neue Dienstleistungszentren entstehen an den Ausfallstrassen oder in der Nähe der Flughäfen in Form von Instant-Cities, die mit allen städtischen Funktionen und Dienstleistungen ausgerüstet sind.

Das Dilemma des Städtebaus, so wie ihn sich die Moderne als gesamtgesellschaftliches Gemeininteresse vorgestellt hat, kommt heute in Form unregierbarer Städte und einer Handlungslosigkeit zum Ausdruck: Stadtentwicklungskonzepte wie Grossprojekte sind mehrheitsunfähig. Zu verschiedenen sind die Interessen und Vorstellungen. In einer heterogenen Gesellschaft ist jedes städtebauliche Projekt ein Minderheitsprojekt. So werden Grossprojekte wie der Potsdamer Platz oder Stuttgart 21 von den Promotoren so früh wie möglich einem demokratischen Verfahren entzogen, dafür aber als Heilsbringer für die wirtschaftliche Sanierung und das zerstörte Stadtimage vermarktet. Solche Projekte, deren planerisches und finanzielles Risiko nicht zuletzt durch das Tempo der Realisierung verschärft wird, fragen nach neuen Modellen von Entscheidungsverfahren.

Ethnologische Forschungen über die Suburbanisierung legen heute nicht nur Recherchen vor; sie reklamieren «urbane Imaginationen», die allein das Potential trügen, um die sich verschärfenden Probleme der «Non-Lieux» zu mildern. Dieses Credo stösst teilweise auf Widerspruch, weil sich neue Formen von Öffentlichkeit gerade in Niemandsländern manifestieren, wo Aneignungsrituale nicht determiniert, wo Zwecke und Zeichen verunklärt sind. Dennoch kann Archi-

tektur nur sichtbar machen, was vergangene Öffentlichkeit ist. Dieser Verweisungsaspekt ist die Selbsttransparenz des öffentlichen Raumes. Traditionell kennzeichnet ihn Unbeweglichkeit – nun Unbeständigkeit aus einer Mischung von Virtuellem, Medialem und Wirklichem.

Die Piazza hat ihre Schuldigkeit getan. Die Architektur des öffentlichen Raumes soll Besitzlosigkeit suggerieren, um dadurch den Reiz ihrer Aneignung zu erhöhen. Anhand von Projekten und Bauten wurde der spielerische Umgang mit Zeichen

vorgeführt, die das Selbstverständnis von Öffentlichkeit so andeuten, dass eine Identität oder Zuordnung zu einer Teilöffentlichkeit – zu Szenen und ästhetischen Präferenzen – unmöglich bleibt und gerade dadurch den Unterschied zum privaten Raum klärt.

E. H.

Eine Publikation über das dreitägige Kolloquium wird von der Universität Stuttgart (städtebauliches Institut) vorbereitet, mit Beiträgen von Ursula Paravicini, Jeff Malpas, Martin Pawley, Marc Augé, Ernst Hubeli, Franz Pesch, Franca Comalini, Helmut Bött.

Monografie Franco Ponti

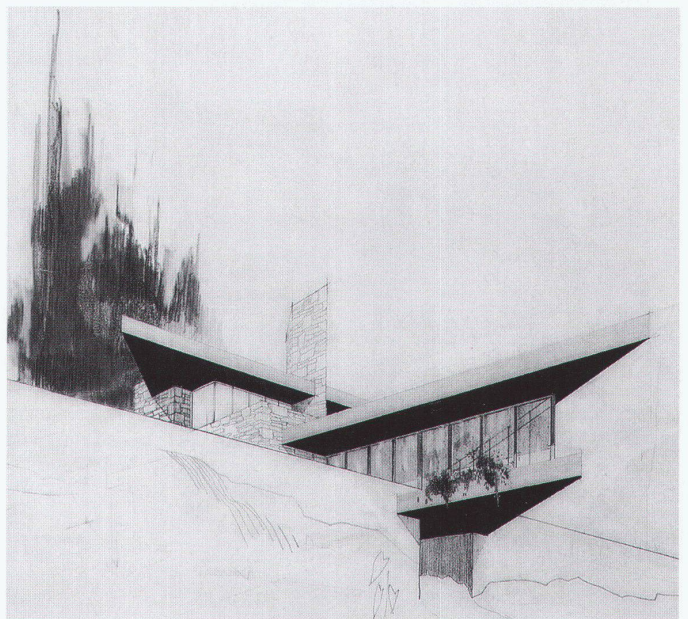
Die Monografie «Franco Ponti architetto 1921–1984», die wir im Beitrag «Ein Tessiner Baumeister» («Werk, Bauen + Wohnen» Nr. 7/8 1998, S. 61) angekündigt haben, ist erschienen.

Der von der Stiftung Archivi Architetti Ticinesi (AAT) herausgegebene Katalog zur Ausstellung im vergangenen Sommer beschliesst die Aufarbeitung des Nachlasses des führenden Tessiner Architekten Franco Ponti.

Neben Textbeiträgen von Milo Navone, Franco Poretti, Tita Carloni und Paolo Fumagalli, einer Biografie

sowie fotografischen Abbildungen enthält die Publikation eine reiche Auswahl von mit Bleistift gezeichneten Perspektiven, Plänen und Skizzen, die das Werk des Frank Lloyd Wright verpflichteten Baumeisters auf das Schönste illustrieren.

Die Monografie im Format 22 x 24 cm umfasst 120 Seiten und kostet 40 Franken.



Einfamilienhaus in der Nähe von Lugano, 1959. Architekten: F. Ponti, H.R. Walter; Perspektive